

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-01643-1

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

Anne Barns ist das Pseudonym der Autorin Andrea Russo. Für ihre Leidenschaft hat sie ihren Beruf als Lehrerin gegen das Schreiben eingetauscht. Ihre Wohlfühlromane, die am Meer spielen (u.a. «Apfelkuchen am Meer»), sind Bestseller geworden. Die Küste ist ihr zweites Zuhause. Wann immer es möglich ist, zieht es sie nach Amrum, Rügen oder andere Orte am Meer – um aufzutanken, die Seele baumeln zu lassen oder um zu schreiben.

Anne Barns

Der Duft von Kuchen und Meer

Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg,

April 2025

Copyright © 2025 by Rowohlt Verlag GmbH, Kirchenallee 19,
20099 Hamburg

Zitathinweis: Das Amrummer Heimatlied «Min öömran-
g lun» stammt von Lorenz Conrad Peters.

Aus: Volkert F. Faltings, «In memoriam Lorenz Conrad Peters
(11. 1. 1885–30. 7. 1949)», Jens Quedens Verlag 1986, S. 97

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Covergestaltung SO YEAH DESIGN, Gabi Braun

Coverabbildung StockFood / The Picture Pantry; Shutterstock

Satz aus der Mercury bei Pinkuin Satz und Datentechnik,
Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-499-01643-1

Kapitel 1

August 1946

5

Der Geruch von Öl und Kohle lag in der Luft. Ab und zu wehte eine Brise den frischen Duft des Meeres herüber. Hedwig hatte sich einen Platz am Bug des Dampfers gesucht, wo sie die beste Aussicht hatte. Das gleißende Sonnenlicht blendete sie, doch sie konnte den Blick nicht von der Insel wenden, der sie sich langsam näherten. Eine schmale Silhouette, die mit jeder Seemeile größer wurde und nun in klaren Konturen aus dem Wasser hervortrat. Deutlich konnte sie die kleinen weißen Häuser und den Leuchtturm erkennen. Die Insel, die sie bisher nur aus Erzählungen kannte, nahm vor ihren Augen Gestalt an. Amrum. Ihr Herz schlug vor Aufregung ein wenig schneller.

Sie lauschte dem rhythmischen Tuckern der Dampfmaschine. Es hatte etwas Beruhigendes. Wie die Wellen, die mit ihren schaumbedeckten Köpfen das Schiff sanft auf und ab schaukeln ließen.

Joris hatte ihr erzählt, dass die Meere der Welt in den schönsten Farben schillerten: helles Blau, dunkles Ultramarin, leuchtendes Türkis, Grün. Und doch gab es für ihn, wie er sagte, nichts Schöneres als den Anblick der grauen, trüben Nordsee, die ihm bei der Rückkehr von einer langen Seefahrt zeigte, dass er nicht mehr weit von zu Hause entfernt war.

Hedwig schüttelte unwillkürlich den Kopf: Grau war die

Nordsee in diesem Moment nicht. Nein, das Wasser glitzerte wunderschön silbern. Wie ihr Leben, das grau gewesen war und durch Joris neuen Glanz bekommen hatte. Sie lächelte.

6 Diesen Anblick würde sie nie vergessen und für immer in ihrem Herzen tragen, da war sie sich sicher. Bis zu diesem Tag hatte sie das Meer noch nie gesehen. Und jetzt war sie fast ein Teil davon, getragen von seinen Wellen. Zaghafte keimte ein verloren geglaubtes Gefühl in ihr auf: Glück.

Die Welt war noch dabei, sich von den Schrecken dieses unsäglichen Krieges zu erholen. Eines Krieges, in dem auch sie so viel verloren hatte. Ihren Onkel mütterlicherseits, Freunde, Freundinnen. Und noch immer hatten sie kein Lebenszeichen von ihrem Bruder Gustav bekommen. Seine letzte Feldpost von der Front hatte die Eltern im März 1945 erreicht. Wenige Tage bevor die Alliierten erneut einen Luftangriff auf Frankfurt flogen. Diesmal traf es auch ihre Bäckerei. So kurz vor Kriegsende! Eine der Bomben erwischte das Gebäude und zerstörte es bis auf die Grundmauern. Nur der alte Backtisch mit der Marmorplatte, auf dem schon ihr Großvater den Teig gewalkt hatte, hatte standgehalten. Ein Symbol der Hoffnung hatte ihr Vater ihn damals nach dem Angriff genannt. Dass sie dankbar sein sollten, im Keller Zuflucht gefunden zu haben, wo die Decke stark genug gewesen war, um sie zu schützen. Und dass sie alles wieder aufbauen würden, wenn Gustav endlich nach Hause käme.

Aber dann war alles anders gekommen.

Hedwig legte die Hand auf die Umhängetasche, die sie bei sich trug. In ihr die kleinen Schätze, die sie aus Schutt und Asche gerettet hatte und nun mit auf die Insel nahm: Vanille, Zimt und sogar etwas Kakao aus den Vorräten im Keller, die unversehrt geblieben waren. Auch einige Backformen hatte

sie in ihrem großen Koffer verstaut: die für den Frankfurter Kranz, den Gugelhupf sowie die schlichte Kastenform, die ihr jahrelang gute Dienste geleistet hatte. Und das alte Nudelholz, das ihr die Großmutter geschenkt hatte, als Hedwig noch ein Kind gewesen war.

Eine Möwe erregte Hedwigs Aufmerksamkeit. Mit majestätisch ausgebreiteten Flügeln schwebte sie hoch in der Luft, ein heller Schattenriss am strahlend blauen Himmel. Fasziniert beobachtete sie, wie der große Vogel plötzlich zum Wasser hinabstürzte, die Flügel eng an den Körper gelegt, um mit einer blitzschnellen Bewegung einen Fisch aus den Wellen zu reißen. Der Fang glitzerte im Schnabel der Möwe, als sie sich triumphierend wieder in die Luft erhob.

Neben Hedwig stand ein Mädchen, vielleicht fünf oder sechs Jahre alt. Sie sagte etwas in aufgeregtem Ton zu ihr. Es klang wie ein Kauderwelsch aus Englisch, Niederländisch und Deutsch. Es kam Hedwig bekannt vor.

Sie sah das Mädchen an. Hübsch sah die Kleine aus, mit dem rötlich blonden Haar und den vorwitzigen Sommersprossen um die Nase herum. «Es tut mir leid, ich verstehe dich nicht. Sprichst du Öömrang?», fragte sie. Amrunder Friesisch, die Sprache des Meeres, wie Joris ihr erklärt hatte, nachdem er ihr mit von Stolz erfüllter Brust ein Gedicht vorgetragen hatte.

«Sie hat fette Beute gemacht», sagte die Kleine. «Die Silbermöwe.»

Hedwig bedankte sich für die Übersetzung, und das Mädchen hüpfte gut gelaunt davon.

Sie musste viel lernen, wenn sie zur Inselgemeinschaft gehören wollte. Das hatte Joris ihr nicht nur ein Mal gesagt: Amrunder Friesisch, Schollen fischen, Kaninchen jagen, Strandhafer schneiden und daraus Körbe flechten, Treibgut finden, Möwe-

neier suchen. Sie war sich nicht sicher, ob er das alles ernst meinte. Noch konnte sie nicht unterscheiden, wann der Schalk in seinen Augen bedeutete, dass er nur scherzte, oder wann er sich über die Vorstellung amüsierte, wie sie tatsächlich durch das Dünengraskroch, um Nester zu plündern. Auch das musste sie noch meistern: Joris zu verstehen, seine Persönlichkeit, und die feinen Nuancen seines Charakters zu erfassen. Aber dafür war noch genug Zeit, wenn sie endlich wieder vereint waren. Das würde nun nicht mehr lange dauern.

Zwei Tage war sie bis jetzt unterwegs gewesen. Mit der Reichsbahn war sie von Frankfurt nach Hamburg gefahren, wo sie übernachtet hatte, wie Joris es ihr empfohlen hatte. Ganz allein! Ihr Herz hatte vor Aufregung bis zum Hals geklopft, als sie die kleine Pension am Hafen betreten hatte. Zum Glück war die Wirtin sehr nett gewesen, nachdem Hedwig ihr Joris' Grüße ausgerichtet hatte. Er hatte alles gut für sie geplant. Das Zimmer war einfach, aber sauber gewesen, mit einem gemütlichen Bett und einem Zitronenbonbon auf dem Kopfkissen. Trotzdem hatte Hedwig in der Nacht kaum ein Auge zugemacht. Weil sie es nicht erwarten konnte, Joris zu sehen, ihn in die Arme zu schließen und ihm all die Worte und Gedanken mitzuteilen, die sie in den letzten Wochen gesammelt hatte.

Am Morgen war sie von Hamburg mit dem Bummelzug bis nach Niebüll und von dort bis nach Dagebüll weitergefahren. Nun stand sie auf dem Dampfer, blickte der Zukunft entgegen und dachte daran, wie alles angefangen hatte. An den Tag, an dem sie und Joris sich zum ersten Mal begegnet waren. Wie sie in der Nähe des Frankfurter Osthafens in einem unachtsamen Moment buchstäblich in ihn hineingelaufen war. Eine zufällige Begegnung, aus der sich schnell eine tiefe Verbundenheit entwickelt hatte. Das war vier Monate nach Kriegsende gewesen,

an einem warmen Spätsommerabend im September. In den Wochen zuvor hatte es viel geregnet, die Tage waren nass und kalt gewesen. Doch an diesem Tag hatte plötzlich wieder die Sonne geschienen, und das Thermometer war auf fast zwanzig Grad geklettert. Der Herbst wollte warten. Das schöne Wetter hatte es Hedwig etwas leichter gemacht, die Steine aus den zerbombten Häusern zu schleppen und den Mörtel abzuklopfen. Eine notwendige Aufgabe, schließlich musste alles wieder aufgebaut werden. Aber sie sehnte sich nach der Zeit zurück, als ihre Hände noch Teig geknetet hatten. Da kam ihr der Plan ihrer Freundin Else gerade recht, abends endlich wieder mal auszugehen und sich zu amüsieren. Es hatte Hedwig Spaß gemacht, sich ein wenig herauszuputzen. Else war zu ihr nach Hause gekommen, sie hatten ihr Haar gegenseitig mit dem Lockeneisen gewellt, sich sogar etwas geschminkt und dann Hedwigs Kleiderschrank inspiziert. Hedwig hatte sich für das gelbe Blümchenkleid entschieden. Fröhliche Farbtupfer zwischen den Trümmern der zerstörten Stadt, wie Else festgestellt hatte, die einen schwingenden hellen Rock und eine rote Bluse trug.

Hedwig seufzte leise, lehnte sich weiter über die Reling und hielt ihr Gesicht der Sonne entgegen. Langsam fiel die Anspannung der letzten Tage von ihr ab. Sie dachte daran, wie Joris sie damals mit seinen starken Armen gehalten hatte, als sie über einen losen Pflasterstein gestolpert war. Wie sie sich beide gleichzeitig noch einmal zueinander umgedreht hatten, als sie weitergegangen waren, und wie er plötzlich hinter ihr hergelaufen war und ihr gesagt hatte, dass er es für den Rest seines Lebens bereuen würde, wenn er nicht versuchen würde, sie zu einem Getränk einzuladen. Else, die direkt neben ihr stand, war es gewesen, die die Einladung angenommen hatte,

noch bevor Hedwig antworten konnte. Wenn, dann müsse er zwei ausgeben, hatte sie frech gesagt, denn Hedwig und sie, die gebe es nur im Doppelpack. Joris hatte sie in eine kleine Kneipe geführt, in der fast nur amerikanische Soldaten mit deutschen Frauen saßen. Dort war Joris mit einem Freund verabredet gewesen, der einige Jahre vor Kriegsausbruch mit seinen Eltern von Amrum nach New York gegangen war, wo sie einen Delikatessenladen eröffneten. Im Krieg hatte der Freund für die Amerikaner in der Marine gekämpft – nicht gegen die Deutschen, sondern gegen Hitler, wie er betonte, und so war er in Frankfurt wieder auf deutschem Boden gelandet. Else hatte ein Auge auf ihn geworfen und war enttäuscht, als er von seiner Verlobten erzählte. Kurz darauf war es Hedwig, die rote Wangen bekam, als Joris sagte, dass er die Richtige noch nicht gefunden habe, aber hoffe, dass sich das bald ändere – oder schon geändert habe. Er hatte sie dabei direkt angesehen, mit seinen schönen, hellblauen Augen, die in seinem gebräunten Gesicht leuchteten. Am nächsten Abend hatten sie sich wieder getroffen, diesmal allein, Joris und sie. Und alles hatte sich einfach nur gut angefühlt. Von Anfang an war da dieses Band zwischen ihnen, als wäre es bestimmt, dass sie zusammengehörten. So hatte es sich für sie angefühlt, auch wenn Else ihr gesagt hatte, dass sie schlicht verliebt sei und die Realität sie irgendwann schon wieder einholen werde. Die kam dann auch schneller als erwartet, als er ihr gesagt hatte, dass er in einer Woche für längere Zeit auf See sei, und Else ihr den Floh in den Kopf gesetzt hatte, dass Seemänner bekannt dafür waren, in jedem Hafen eine andere Braut zu haben. Deswegen hatte sie ihn besonders leidenschaftlich geküsst, als er abgereist war, damit er nur noch an sie dachte. Joris hatte ihr versprochen zurückzukommen, und sie hatte ihm versprochen zu warten.

Das hatte sie, ganze zwei Monate lang, in denen sie schier verrückt geworden war vor Sehnsucht – und von den Zweifeln, die Else in ihr gesät hatte. Bis Joris im November endlich wieder vor ihrer Tür gestanden und sie ganz fest in seine Arme genommen hatte. Da wusste sie, dass alles gut werden würde, auch wenn er sich ein paar Tage später wieder verabschiedet hatte. Diesmal, um nach Amrum zu fahren. So lief es auch die folgenden Monate weiter, Joris war auf See, bei ihr in Frankfurt, auf Amrum. Ein Wechselbad der Gefühle zwischen Glück, Freude, Sehnsucht und Bangen. Aber nun würde sich das endlich ändern. Sie hatten entschieden, das Band zwischen ihnen zu festigen. Joris wollte sie zu seiner Frau machen, und für sie gab es nichts Schöneres.

11

Ein Matrose ging an ihr vorbei. «Nicht mehr weit, Fräulein», sagte er freundlich. «Bald sind wir da.»

Sie lächelte. Ihre Vorfreude wuchs von Minute zu Minute, wie ihre Ungeduld.

Kurz darauf hatten sie das Ziel erreicht.

Menschen winkten, knirschend, scharrend und quietschend machte der Dampfer am Kai fest.

«Amrum», rief der Matrose laut, «Oomram!»

Hedwigs Herz schlug schneller. Sie drückte ihre Tasche fest an sich und stellte sich an der Schlange vor dem Gepäck an, um ihren Koffer zu holen.

Ein kühler Wind strich ihr durchs Haar, als sie die Füße auf den hölzernen Steg setzte. Die ersten Schritte waren noch etwas wackelig nach der Überfahrt, aber Hedwig gewöhnte sich schnell wieder an den festen Boden unter den Füßen. Leicht schwindelig war ihr nur noch vor Freude. Sie blickte sich um, suchte in der Menge nach dem vertrauten Gesicht. Joris war groß, über einen Meter neunzig, mit breiten Schultern. Er

war eine stattliche Erscheinung, fiel auf. Doch so sehr sie sich auch umsah, sie konnte ihn nirgends entdecken. Dabei hatte er versprochen, sie abzuholen und sie hatte ihm extra noch einmal ihre Ankunftszeit telegraphiert.

12 Enttäuscht trug sie den schweren Koffer zu einer Bank, setzte sich und wartete. Sicher würde er jeden Moment auftauchen. Doch Joris kam nicht. Sie sah zu, wie auch die letzten Passagiere den Hafen verließen. Ihre Gedanken rasten. Was, wenn ihm etwas zugestoßen war? Wenn er sie vergessen hatte?

Oder, noch schlimmer, wenn er absichtlich nicht gekommen war?

Hedwig schüttelte den Kopf, um die düsteren Gedanken zu vertreiben. Joris war nicht der Mann, der Versprechen brach. Es musste eine plausible Erklärung dafür geben. Und wenn er nicht zu ihr kommen konnte, ging sie zu ihm.

Sie stand auf, straffte die Schultern und machte sich auf den Weg.

Kapitel 2

13

Der Duft von Gebäck empfing mich, als ich die Haustür aufschloss. Ich schnupperte. Rührkuchen? Mürbeteig? Ein blechernes Klappern ertönte. Es klang wie ein Kochlöffel, der auf eine Emailleschüssel schlägt.

«Sehr gut, Schatz, jetzt füllen wir es um», hörte ich meine Oma sagen, und kurz darauf die helle Stimme meiner Tochter: «Das schaff ich allein.»

Es war nach neun, Leni sollte längst im Bett liegen. Ich seufzte leise, zog meine Schuhe aus, hängte meine Jacke an die Garderobe und blieb einen Moment stehen. Es war ein anstrengender Tag im Café gewesen. Ich hatte mich auf einen ruhigen Abend gefreut. Aber das konnte warten. Einen Moment lauschte ich dem Gespräch der beiden und wunderte mich. Meine Oma liebte Gebäck jeder Art, backte aber nicht gern. Normalerweise war ich diejenige, die mit Leni Kuchen, Kekse und andere süße Sachen zauberte. Bestimmt hatte Leni ihre Uroma überredet. Meine Tochter konnte sehr hartnäckig sein, und meine Oma konnte ihr kaum einen Wunsch abschlagen.

Lächelnd ging ich zur Küche. Sie glich einem Schlachtfeld. Unzählige Schüsseln, Löffel, Messbecher, zwei leere Eierkartons, halb volle Mehl- und Zuckerpackungen, leere Backpulvertüten und andere Verpackungsreste stapelten sich auf der Arbeitsfläche. Eine feine Mehlschicht zog sich vom Küchen-

tisch über den Boden bis zur Spüle. Und die Kacheln an der Wand waren mit hellen und dunklen Spritzern übersät.

Sie hatten mich noch nicht bemerkt. Ich lehnte am Tür Rahmen, die Arme vor der Brust verschränkt, und freute mich über den Spaß, den die beiden miteinander hatten.

14 Leni stand auf dem kleinen Hocker, die Zungenspitze konzentriert aus dem Mund gestreckt, und umklammerte eine Teigspritze so fest, als wäre es das Wichtigste auf der Welt. Ihre Uroma war hinter ihr und gab Anweisungen.

«Langsam, Spatz, mit viel Gefühl.»

Ein schöner Anblick, die beiden so in ihre Arbeit vertieft, dass sie nichts anderes um sich herum mitbekamen. Leni im Profil, die hellblonden Haare zu einem Zopf gebunden. Den Pony hatte sie heute mit einer Klammer zur Seite gesteckt, was ihre freche Stupsnase betonte. Wie wohl jede Mutter fand ich meine Tochter besonders bezaubernd.

Meine Oma war eine attraktive Frau mit fein geschnittenen Gesichtszügen und einer hohen Stirn, die in einem sanften Bogen in eine feine gerade Nase überging. Ich fand es nur etwas schade, dass sie ihr kurz geschnittenes Haar so stark blondierte, dass es etwas unnatürlich wirkte. Andererseits hielt sie etwas auf sich, und mir gefiel, dass sie auch im Alter noch «fesch» aussehen wollte, wie sie es nannte.

Einen Moment beobachtete ich das einträchtige Treiben, dann räusperte ich mich.

Leni hob den Kopf, und als sie sich zu mir drehte und mich entdeckte, erstrahlte auf ihrem Gesicht ein leuchtendes Lächeln. In ihrem Blick lag so viel Freude, dass all meine Müdigkeit und der Stress des Tages in einem Augenblick verflogen.

«Mama, wir backen Mini-Windbeutel. Mit zwei verschiede-

nen Füllungen!» Sie hielt mir einen hin. «Probier mal, der ist mit Vanille!»

Ich trat näher, nahm das Gebäckstück entgegen und betrachtete es fachmännisch von allen Seiten. Leni beobachtete mich dabei gespannt. «Sieht perfekt aus.» Ich biss hinein. «Mmh!»

Meine Tochter nickte zufrieden. «Haben wir uns gedacht, dass du sie magst. Wir machen gerade noch die mit Schoko. Dann sind wir fertig.»

«Sehr lecker!», nuschelte ich. Der Brandteig schmeckte knusprig. Die Füllung war fluffig, aber nicht zu leicht. «Pudding ... mit Sahne?»

«Richtig!», sagte Leni.

«Echt gut!»

«War Uromas Idee», erklärte Leni. «Sie hat alles dafür mitgebracht.»

Ich sah überrascht zu meiner Oma, die sich mit zufriedener Miene einen pastellgelben Spritzer von der Wange wischte. «Wir haben uns ein bisschen mit der Zeit verschätzt. Aber morgen ist Sonntag, da geht Leni ja nicht in den Kindergarten und kann ausschlafen.»

Leni hüpfte vom Hocker und zeigte stolz auf ein Tablett, das bereits mit gefüllten Windbeuteln bestückt war. «Mama, schau, die sind schon alle fertig! Willst du noch einen?»

«Unbedingt. Aber später.» Ich ging zu ihr und küsste sie auf die Stirn. «Erst mal ‹Hallo, Schatz›.»

«Hallo, Mama.» Sie schlang ihre Arme um meinen Hals und drückte mich.

Danach umarmte ich meine Oma.

«Und jetzt? Wie kann ich euch helfen? Soll ich vielleicht schon mal anfangen, klar Schiff zu machen?»

Meine Oma schüttelte den Kopf. «Du hast bis eben gearbeitet. Ruh dich aus, wir machen das schon.» Sie sah Leni an. «Was meinst du? Schaffen wir das, wir beide?»

«Klar», sagte meine Tochter.

«Okay. Dann gehe ich mal schnell unter die Dusche. Oder kurz in die Wanne.»

16 «Lass dir Zeit.» Die Stimme meiner Oma klang sanft. «Ich habe mir überlegt, dass ich heute vielleicht bei euch übernachte. Wir könnten gleich noch in Ruhe ein Gläschen Wein trinken, ich möchte gern etwas mit dir besprechen. Außerdem wäre ich auch morgen früh da, und du könntest die Zeit für dich nutzen, wenn du ein bisschen allein sein möchtest. Du willst doch sicher spazieren gehen.»

Das hatte ich vor. Ein leiser Schmerz durchzog mein Herz. Morgen waren genau vier Jahre vergangen. Als Mutter einer damals zweijährigen Tochter hatte ich keine Zeit, lange in der Schockstarre zu verharren, die auf die unerwartete Nachricht von Florians Tod folgte. Leni brauchte mich. Familie und Freunde gaben mir danach Halt, vor allem meine Oma, die in der Nähe wohnte und mich unterstützte, wo sie nur konnte. Gemeinsam hatten wir es geschafft, in der schweren Zeit eine gewisse Leichtigkeit wiederzufinden. Die Trauer war stiller geworden. Doch tief in meinem Inneren spürte ich sie noch immer. Vor allem an den Tagen, die von besonderer Bedeutung waren.

«Das ist eine schöne Idee, danke, Oma.»

«Wie cool!» Leni spritzte Schokoladenfüllung in einen der Windbeutel. «Dann kannst du mir heute vor dem Einschlafen vorlesen, Uroma. Oder eine Geschichte erzählen.»

«Mach ich gern, Schätzchen.»

Ich war schon im Flur, da ging ich noch mal zurück, weil

ich doch nicht widerstehen konnte. «Einmal Vanille, einmal Schoko für die Wanne bitte.»

Meine Oma holte sofort einen kleinen Teller.

«Wo hast du das Rezept her?», fragte ich. «Die sind echt lecker.»

«Das hatte ich noch im Kopf», antwortete meine Oma. «Meine Mutter hat sie früher gern gebacken, und ich habe ihr hin und wieder dabei geholfen.»

17

In meiner Familie hatte es seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts eine Bäckerei gegeben, die von Generation zu Generation weitergeführt worden war. Meine Urgroßmutter war jedoch die Letzte in der Familie, die der Tradition gefolgt war. Im Zweiten Weltkrieg war die Bäckerei leider zerstört und nicht wieder aufgebaut worden. Meine Oma hatte keinen Sinn fürs Backen. Und auch meine Mutter nicht. Die Gene hatten zwei Generationen übersprungen. Ich war Konditorin geworden, hatte meine Leidenschaft zum Beruf gemacht. Und jetzt kam meine Oma plötzlich mit einem Rezept um die Ecke, an das sie sich erinnerte.

«Schreibst du es mir auf?», fragte ich.

Sie wischte mit der Hand durch die Luft. «Das kannst du doch aus dem Effeß, das ist ein ganz einfacher Brandteig. Den Vanillepudding haben wir zur Hälfte mit Sahne gemischt. Und die Schokolade auch.»

«Einfach, aber lecker», sagte ich und nahm mir vor, sie irgendwann nachzubacken, vielleicht in einer etwas feineren Variante für das Café.

Der kleine Luxus, den ich mir gelegentlich gönnte, war ein pflegendes Ölbad. Sommer wie Winter eine Auszeit für meine Seele, meistens abends, wenn Leni schon im Bett war.

In das gut ausgestattete Badezimmer hatte ich mich bei der Wohnungsbesichtigung sofort verliebt. Die Miete lag zwar etwas über unserem Budget, aber wir wollten uns einschränken, bis Florian sein Referendariat beendet hätte und mit einer Vollzeitstelle als Lehrer mehr verdienen würde. «Die Dusche für mich, die Badewanne für dich», hatte er gesagt, «und für die Kleine in deinem Bauch – wenn sie nach dir kommt.»

Sie kam nach ihm. Leni war die Dusche lieber.

Seit sie mit drei Jahren in den Kindergarten kam, stand ich wieder in Vollzeit als Konditorin am Backtisch und kreierte jeden Tag Torten, Kuchen und andere Köstlichkeiten. Drei Tage die Woche von acht bis vierzehn Uhr, zwei Tage von neun bis achtzehn Uhr. An den Wochenenden nach Bedarf und Absprache. Zum Glück liebte ich meinen Job. Wenn ich am Backtisch stand, vergaß ich alles um mich rum. Auch die schwere Zeit, die wir gehabt hatten. Leni mochte ihren Kindergarten – und vergötterte ihre Uroma, die so wie heute auf sie aufpasste, wenn ich arbeiten war. Es war ein nicht immer einfacher Balanceakt, und ich war stolz drauf, dass wir ihn gemeinsam meisterten.

Ich schloss die Augen, ließ mich unter das Wasser gleiten und genoss den ruhigen Moment.

Es war Ende Mai, die Sonne lockte mit ihren wärmenden Strahlen die Menschen wieder ins Freie. Das Wetter war so schön, dass auch unsere Tische im Außenbereich rund um die Uhr besetzt waren.

Aber immerhin hatten wir es heute geschafft, fast pünktlich zu schließen. Um halb sieben waren die letzten Gäste gegangen. Während die Aushilfen noch aufräumten und putzten, half ich Ruth bei den Vorbereitungen für den nächsten Tag – bis sie mich kurzerhand vor die Tür gesetzt hat. «Den Rest schaffe

ich allein. Die Böden kann ich sowieso noch nicht mit den Früchten belegen, und die Torten fülle ich auch erst morgen. Apropos, komm bloß nicht auf die Idee, doch zu arbeiten, Maren. Du hast frei!»

Mit den Jahren hatte sich eine Freundschaft zwischen meiner Chefin Ruth und mir entwickelt. Sie hatte nicht nur Verständnis für meine Situation, sie achtete auch auf mich. Ein schönes Gefühl. Es gab viel Gutes in meinem Leben, für das ich dankbar war.

19

Ich tauchte wieder aus dem Wasser auf, und mir fiel ein, dass meine Oma etwas mit mir besprechen wollte. Es ging vermutlich um die Terminabsprache für den Urlaub auf Gran Canaria, den sie für sich buchen wollte. Wieder in der kleinen Anlage direkt am Meer. Leni und ich waren auch schon ein paarmal mit Oma dort gewesen. So hatten wir es die letzten Jahre gehalten: Im Winter flogen wir gemeinsam, und im Sommer machte sie sich allein auf den Weg. Insgeheim träumte meine Oma davon, eines Tages auf die Kanaren auszuwandern, wie ihre Freundin Gitti vor ein paar Jahren. Wegen Leni und natürlich auch wegen mir hatte sie diesen Traum noch nicht verwirklicht. Sie blieb in unserer Nähe, um uns zu helfen.

Ich probierte den Schoko-Windbeutel, der auch sehr gut war. Meine Oma hatte eine hochprozentige Schokolade gewählt, die nicht zu zuckrig und schön kräftig im Geschmack war. Aber die mit der Puddingcreme schmeckten mir mit ihrem weichen süßen Geschmack noch besser.

Als ich mich abtrocknete, kam meine Tochter ins Bad. «Alle Windbeutel sind fertig!» Sie griff nach ihrer Zahnbürste. «Heute ist doppelt gründlich putzen angesagt, weil ich so viel genascht habe, sagt Uroma.»

«Sehr gute Idee!»

«Ach ja, und ab sofort ist Tag der geschlossenen Tür.»

«Soso.»

Auf die Erklärung musste ich nicht lange warten. «In die Küche darf heute niemand mehr rein», erklärte Leni. «Hat Uroma gesagt.»

20 Ich hatte eine ungefähre Vorstellung davon, was das bedeutete. «So schlimm?»

Leni nickte. «Die Schokocreme ist explodiert. Oben raus, also in die falsche Richtung.» Sie lachte. «Hast du Uroma nicht quietschen gehört? Das ist *ihr* passiert, nicht mir. Sie hat zu fest runtergedrückt und sich überall bekleckert.»

Da kam meine Oma ins Bad, im Unterhemd. «Die Schokoladenvulkane schmecken wirklich köstlich», sagte sie und nahm sich kurzerhand einen Waschlappen.

Wir grinsten uns an, Leni und ich.

Eine Viertelstunde später lag meine Tochter im Bett und lauschte Uromas Gutenachtgeschichte.

Ich setzte mich über das Verbot hinweg und ging in die Küche. Es fiel mir schwer, nicht wenigstens einmal kurz über die Fliesen zu wischen. Aber ich blieb tapfer, holte stattdessen nur etwas Butter und Käse aus dem Kühlschrank, Paprika, Radieschen, das Brot aus dem Leinenbeutel und bereitete ein paar Häppchen zu. Mir stand der Sinn nach etwas Herzhaftem. Für meine Oma öffnete ich einen halbtrockenen Weißen und für mich eine Flasche tiefroten Shiraz.

Ich setzte mich auf das Sofa im Wohnzimmer und legte die Beine hoch.

«Maren?» Omas Stimme weckte mich. Erschrocken schaute ich sie an.

«Keine Sorge. Ich bin auch kurz eingeschlafen.»

Noch etwas schlaftrunken warf ich einen Blick auf die Uhr. «Kurz? Es ist schon nach halb elf.»

«Ist doch nicht schlimm.» Meine Oma zeigte auf die Schnitten und lächelte. «Schöne Idee.»

«Schäffchen, eine ganze Herde», antwortete ich. «Die hast du mir früher auch oft gemacht. Mama hat Minkelchen dazu gesagt. Wie hast du sie noch gleich genannt?»

21

«Skefkin.» Sie nahm sich eins und machte es sich im Sessel bequem.

Ich ging zum Tisch und schenkte Wein ein. «Danke nochmal, fürs Aufpassen und fürs Hierbleiben.»

«Du sollst dich nicht immer bedanken», sagte sie streng. «Du weißt doch, wie gern ich das mache.»

«Das hast du mir aber so von klein auf beigebracht», erwiderte ich. «Danke sagen, bitte, guten Tag, auf Wiedersehen ... freundlich sein ...»

«Dann habe ich ja doch was richtig gemacht.»

«Sehr viel!» Ich hielt ihr das Glas hin. «Auf was stoßen wir an?»

«Auf neue Möglichkeiten.»

«Oh, das klingt mysteriös. Aber spannend.» Wir ließen unsere Gläser aneinanderklingen, und ich nippte an meinem Shiraz. Er schmeckte voll und reichhaltig, eine warme Kombination aus dunklen Beeren und einem Hauch von Schokolade. Ein leicht pfeffriger Nachgeschmack blieb auf meiner Zunge. Ich schwenkte das Glas und sah erwartungsvoll zu meiner Oma.

Sie fuhr sich fahrig durchs Haar, dann trank sie einen großen Schluck und gleich darauf noch einen. Etwas trieb sie um. Und das hatte nichts mit ihrem geplanten Urlaub zu tun, da war ich mir plötzlich sicher. Musste sie sich etwa Mut antrinken? «Was

ist los, Oma?», fragte ich. «Du hast doch vorhin gesagt, dass du mit mir sprechen möchtest. Erzähl, was ist passiert?»